

Silber Zeitung

Erscheint wöchentlich zweimal: Donnerstag und Sonntag früh.

Schriftleitung und Verwaltung: Presernova ulica Nr. 5. Telefon 21. — Anzeigen werden in der Verwaltung gegen Berechnung billiger Gebühren entgegengenommen. Bezugspreise: Für das Inland vierteljährig K 24.—, halbjährig K 48.—, ganzjährig K 96.—. Für das Ausland entsprechende Erhöhung. — Einzelne Nummern 1 Krone.

Nummer 35

Sonntag den 1. Mai 1921

3. [46.] Jahrgang

1. Mai.

Als schönster Monat des Jahres gilt in unseren Gegenden seit altersher der Monat Mai. Die junge Natur steht im Blüten Schmuck und es ist kein Zufall, daß die Menschheit am Ersten dieses Monats sich der Sorgen des Alltags zu entziehen versucht. Die organisierte Arbeiterschaft hat diesem Streben Ausdruck verliehen, indem sie den 1. Mai zum Tag der Ruhe, zum Ehrentag der Arbeit erkoren hat.

Ein bedeutungsvolles Symbol liegt, wenn man will, in dem zufälligen Aufeinanderfallen des heutigen 1. Mai auf einen Sonntag. In früheren Jahren und Jahrzehnten stand dieses Datum stets im Zeichen des heftigen Kampfes der Massen für Lohnforderungen und politische Rechte. Die Umzüge, die sich durch die Straßen der Städte und Industrieorte bewegten, waren eine Heerschau des organisierten Proletariates und eine Drohung für die bevorrechteten Berufe und Klassen. Diese Kundgebungen schienen die zivilisierte Menschheit in zwei große Lager zu spalten, welche durch keinerlei erkennbare Zusammenhänge miteinander verbunden waren. Es ist verständlich, daß die zweite größere Gruppe die Veranstaltungen am 1. Mai mit Mißtrauen betrachtete und in jeder Wiederholung dieses Feiertages eine neue Kriegserklärung argwöhnte.

Aber es ist anders gekommen. Der Umsturz, welcher mit so vielen Vorurteilen aufräumte, hat der organisierten Arbeiterschaft auch auf diesem Gebiete Zugeständnisse gemacht. Die sozialdemokratische Partei ist nach dem Kriege in vielen Staaten aus der rein negierenden Stellung herausgetreten und zur Mitarbeit am Aufbau mancher großer Staats- und Gemeinwesen berufen worden. Die politische Ungleichheit ward in weitem Umfange beseitigt und an Stelle der Vorrechte einzelner Familien die Gleich-

wertigkeit jedes einzelnen Menschen ohne Unterschied des Berufes und der Abstammung gesetzt. Die Löhne der Arbeiter wurden derart erhöht, daß sie ihnen ein verhältnismäßig befriedigendes Dasein ermöglichen. Hiedurch ist die Kluft, die zwischen den Gesellschaftsklassen gähnte, zum Teile zugeschüttet worden und nun zeigt es sich, daß trotz aller Gleichmacherei doch niemals und nirgends eine völlige Gleichheit erreichbar sein wird. Es sind bloß teilweise die Rollen vertauscht worden; denn jene Stände, die früher auf Grund langjähriger Studiums bevorzugt schienen, sind heute die Proletarier ihrer Arbeit geworden und haben erkannt, daß sie, um ihr Los zu erleichtern, sich organisieren und das Beispiel der manuellen Arbeiter nachahmen müssen. Es ist in der Natur begründet, daß die politisch und wirtschaftlich Schwächeren sich zusammenschließen müssen und durch das Gewicht der Zahl ihre gemeinsamen Forderungen zur Geltung zu bringen suchen. Die Geschichte der Sozialdemokratie ist ein treffender Beweis, was zielbewusste Organisation zu leisten vermag.

Was aber für soziale und wirtschaftliche Gruppen in einem Staatsverbande gilt, das trifft auch für nationale Minderheiten zu. Der einzelne Volksgenosse ist schwach und hilflos und findet, wenn er sich zur Abwendung einer Unbill an die maßgebenden Männer der Mehrheitsnation wendet, im besten Falle ein mitleidiges Achselzucken. Hierin muß Wandel geschaffen werden. Auch der Deutsche in diesem Lande muß im gegebenen Falle genau so behandelt werden, als ob er ein slawischer Staatsbürger wäre. Für ihn dürfen die schönen Worte von der Gleichberechtigung nicht bloß auf dem Papiere stehen, sie müssen durch die herrschende Praxis Inhalt und Leben gewinnen.

Es ist darum ein dringendes Gebot der Stunde, daß sich auch die deutschen Staatsbürger im drei-

namigen Königreiche organisieren. Vieles ist vielleicht schon versäumt worden und mancher unserer Getreuen hat den Mut verloren und an der Solidarität seiner Brüder zu zweifeln begonnen. Wie zersprengte Fähnlein leben insbesondere die Deutschen in Slowenien in den einzelnen Orten und Sprachgebieten zerstreut und werden, wenn wir etwa von der karglichen Presse absehen, von keinem einheitlichen Willen geleitet und von keinem einheitlichen Wunsch beseelt. Jedem einzelnen von uns aber wohnt das Bewußtsein inne, daß wir einen Rückhalt brauchen und einen Rückhalt suchen müssen, um vor unserer Geschichte, vor uns selbst und vor unseren Kindern in Ehren zu bestehen. Diesen Rückhalt aber kann und wird uns das Schwabentum in der Wojwodina gewähren, das mit der Gründung des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes den ersten Schritt zur kulturellen Zusammenfassung des Deutschtums im dreinamigen Königreiche getan hat.

Dabei darf es jedoch nicht sein Bewenden haben. Wir müssen unsere Rechte auch in politischer Hinsicht erkämpfen, wir müssen als deutsche Volksgemeinschaft auch an maßgebender Stelle zu Worte kommen und in den öffentlichen Vertretungskörpern die uns gewöhnliche Geltung erlangen. Hierzu ist die politische Organisation aller Deutschen in Jugoslawien notwendig und an unseren Brüdern in der Wojwodina wird es gelegen sein, eine starke deutsche Partei zu schaffen, der auch wir Deutsche in Slowenien uns anschließen können und werden.

Der 1. Mai soll für uns Deutsche in diesem Staate eine eindringliche Erinnerung sein, daß wir mit der Organisation bald beginnen müssen, um aller uns verfassungsmäßig zugesicherten Rechte und Freiheiten teilhaftig zu werden. Aber Eile tut not, denn jedes Versäumnis ist Einbuße!

Reiseskizzen.

Von Alma M. Karlin, Gasse.*

Ein Iguanaei und Folgen.

Wenn jemand eine Reise macht...

Ja, und wenn ein armer Schriftsteller eine Reise unternimmt, erwartet man von ihm doppeltes Erzählen und ich weiß, daß meine lieben Landsleute daheim von allen nur sehnbaren Dingen unterrichtet zu werden wünschen, schaue immer nach neuen Wundern aus. Schreibstoff läuft natürlich hier auf der Gasse herum und sagt „gut“ Morgen“, aber in einem Lande, in dem die Hemden dort aufhören, wo sie

von rechtswegen anfangen sollten, eignet sich nicht alles zur Wiebergabe — wenigstens nicht der Schriftlichen.

Etwas jedoch bleibt immer neu — die Markthalle, denn neue Früchte, unbekanntes Gemüse, nie gesehene Tiere tauchen unvermittelt auf, wie häufig man die Buben auch in Augenschein genommen. Daheim, o mein lieber Leser, will ich dich heute führen.

Die alten Negerinnen, verschrumpft und ausgedrückt, als wären sie Überreste des berühmten Harems Salomons des Weisen, verkaufen Lotterieticket am Eingang der Halle und ihr weißes, krauses Haar bildet einen ganz eigenartigen Rahmen zu dem Pergament der breitknöchigen Gesichter. Chinesen bieten heimlich wundervoll gebaute feil, Indianer, die aus Pitafasern gewobenen Leinentücher umgeschlungen, schleppen von den nahen Booten Wassermelonen, Kokosnüsse und Papayas zur Halle empor und die nackten, schwefelfarbigen Hunde schreiben ihre Mitteilungen an die eisernen Gitterstäbe in der gleichen Art und Sprache wie bei uns daheim. Der leichte Wellenschlag des Stils Ozeans wird von dem lauten Selbstgespräch der Schwarzen, dem Feilschen der Panamenierinnen und dem Lärm der Händler überdönt. Nach ein paar Ellbogenstößen, ebenso bereitwillig gegeben wie erhalten, bin ich im Innern der großen Markthalle...

Leser, willst du wissen, wie die Früchte im Garten des Paradieses schmecken? Kauf eine Ananas! Der Duft allein versetzt einen sofort mitten unter Palmen, Orchideen, glitzernde Felswände und liebliche

Auen. Der Saft ist Nektar, das weiße, herrlich duftende Fleisch Ambrosia. Die Frucht ein Traum — ein Traum aus Tausend und Einer Nacht! (Reiser kostet der Traum 25 Cents — also 75 Kronen nach dem Tageskurs), selbst wenn es nur ein kleiner Traum ist, so daß ich höchst selten von Paradiesgärten träumen kann. Diese braunen Früchte mit mattgrünen, stacheligen Blättern und unscheinbarem Gewand, liegen in Bergen auf und neben den Fruchtständen, Seite an Seite mit Papayas, Guayavas, Wassermelonen, Kokosnüssen, Mameys, Sandias und Orangen, aber ihr Duft weht dem Besucher lockend entgegen und Herz und Geldbeutel schmelzen, so oft man zu nahe kommt.

Aber obschon viele bekannte Früchte das Auge erfreuten, sah ich doch manche neue Obstart; Sapotillas, weich wie ein Friedensbutterstrich, braun wie eine gute Spätzkartoffel, weich wie ein Frauenherz (in den Bäckern) und süß — ja, wie der Zucker bei uns daheim, bevor man den Schleißhandel kannte; Serrel, dunkelrote Blättchen wie eine Blüte von dunkelroten schlanken Zweigen hängend, die ausgebrüht, der Gärung unterworfen und endlich gekocht, ein beliebtes Negergetränk abgeben; Saurer Soy, eine gelblich fleischige, sehr weiche Frucht, schon als Guanabana beschrieben und endlich Zitronen, so groß wie ein Kinderkopf (und so hart).

Von Stand zu Stand wandernd, da gegen eine trockene Schlangenhaut stoßend, dort Alligatorzähne liegen sehend, drüben eine arme Iguana mit auf dem Rücken gebundenen Weinchen beobachtend, hier die in

* Bgl. Silber Zeitung vom 15. Februar (I. Genua), vom 28. März (II. Santa Cruz de Teneriffa), vom 6. Mai (III. Auf hoher See), vom 27. Juni (IV. Im Reiche der Anta), vom 5. August (V. Vom Essen und Trinken nah und fern) vom 12. u. 15. August (VI. Eine entschwundene Kultur), vom 5. September (VII. Die Hauptfeste im Reiche der Kinder der Sonne), vom 23. September (VIII. Zauberei und Aberglaube in Peru), vom 10. Oktober (IX. An der Küste von Peru), vom 17. Oktober (X. Zentralamerikanische Tropenpracht), vom 13. November (XI. In Westindien), vom 18. November (XII. Der Panamafanal), vom 28. November 1920 (XIII. Tropenfreuden), vom 16. Jänner 1921 (XIV. Im mittelamerikanischen Urwald; sein Tier- und Pflanzenleben), vom 13. Februar (XV. Berlen) vom 6. und 13. März (XVI. Unter dem Äquator), vom 20. und 24. März (XVII. „Klein-Benedig“), vom 31. März und 3. April (XVIII. Colombia), vom 7. und 10. April (XIX. Die wilden Volkstämme in den Urwäldern Panamas), vom 18. April (XX. Tote, die noch leben.) und vom 24. April (XXI. Im Tale des Paradieses.)

Wahlnachklänge.

Der Ausfall der Gemeinbewahlen in den vier größten Städten Sloweniens hat keinerlei Ueberraschung gebracht. Die Volksmeinung, wie sie bei den Konstituantenwahlen im November v. J. zum Ausdruck gekommen ist, hat sich nicht wesentlich gewandelt und die geringen Parteiverschiebungen sind eine natürliche Folge der schwankenden Wahlbeteiligung und sonstiger unberechenbarer, das Endergebnis jedoch nicht erheblich beeinflussender Momente.

Ebenso wie die Wahlen für die Konstituante standen auch die Gemeinbewahlen im Zeichen der Unzufriedenheit mit dem bestehenden demokratischen Regime. Die Wähler sind nun einmal zum größten Teil des Phrasentums und der politischen Intoleranz überdrüssig geworden, sie wollen fruchtbare, wirtschaftliche Arbeit zum Wohle der Gesamtheit und Gerechtigkeit gegenüber jedem einzelnen Mitbürger. Nur wissen sie nicht, welche von den gegnerischen Parteien ihnen hiezu die meisten Aussichten zu bieten scheint; daher zersplitterten sie auch diesmal ihre Stimmen auf fünf oppositionelle Kandidatenlisten, von keinem andern Willen geleitet als dem, der demokratischen Willkürherrschaft ein Ende zu bereiten. Keine einzige Partei hat in einer der vier Städte die absolute Mehrheit zu erringen vermocht; aber eben deswegen ist deutlich geworden, daß jene Partei, welche seit mehr als zwei Jahren die Gemeindegeschäfte in Maribor, Celje und Ptuj mit unbeschränkter Machtvollkommenheit führte, hiezu auf Grund des Mehrheitsprinzips nicht befugt gewesen wäre.

Es ist unschwer zu erklären, warum die Demokraten, ohne den Rückhalt in der Bevölkerung zu haben, mit einem, wenn auch trügerischen Schein von Berechtigung sich seit dem Umstürze in den untersteirischen Städten als Träger der bürgerlichen Interessen gebärden konnten. Sie verfügten, wie keine andere Partei, über eine zahlenmäßig starke Presse und können tagtäglich die Wünsche und Bestrebungen einzelner Menschen als die der in den Städten gekneteten öffentlichen Meinung hinstellen. Bei den Wahlen kommt dann immer wieder zum Vorschein, daß die Lautheit der demokratischen Organe mit der Anzahl der Parteimitglieder in den Städten nicht im Einklange steht. Auf dem klaren Lande ist ihre Anhängerschaft ohnehin gleich Null.

Die Abneigung gegen die demokratische Gemeinbewirtschaft findet ihren Ausdruck in der Tatsache, daß bürgerliche Wähler der Partei des sozialen Klassenkampfes ihre Stimmen gegeben haben. An-

ders wäre es nicht zu verstehen, daß in Maribor und Ptuj die sozialdemokratische Liste die relative Mehrheit erlangte und in Celje ihre gewiß nicht in der Anhängerzahl begründete zweite Stelle behauptete. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, daß in diesen Städten, wo das deutsche Element stark vertreten ist, die friedliebenden slowenischen Wähler das aggressive Vorgehen der Demokraten gegen die deutschen Mitbürger verurteilen. Nicht das wirtschaftliche Parteiprogramm der Sozialdemokraten treibt ihnen viele bürgerliche Wähler zu, sondern ihre nationale Mäßigung und eine gewisse Duldsamkeit und Gerechtigkeit gegenüber Andersdenkenden. In Ljubljana, wo das nationale Moment in Wegfall kommt, kann die sozialdemokratische Werbestift im allgemeinen nicht über den Rahmen der Parteioorganisation hinausgreifen. Infolge ihrer seinerzeitigen Koalition mit den Demokraten ist hier sogar in wenn auch nicht allzu beträchtliches Abbröckeln zu konstatieren, einerseits zugunsten der Kommunisten, welche in den Augen vieler Unzufriedener den wilden Mann markieren, und andererseits zugunsten der Nationalsozialen, welche, unterstützt von einem starkverbreiteten Pressorgan, nach der Meinung anderer Wahlkonten eine unverbrauchte „antikorruptionistische“ Partei darstellen.

Eine seltsame Erscheinung ist es wohl, daß die slowenische Volkspartei bei den Gemeinbewahlen in Maribor und Celje als selbständige Gruppe aufgetreten ist und ganz beachtliche Erfolge errungen hat. In Ljubljana ist die Partei schon seit längerer Zeit bodenständig und in Ptuj hat sie mit Hilfe der nationalsozialen Partei, mit der sie eine gemeinsame Liste aufgestellt hatte, diesmal zum erstenmal Wurzeln zu fassen versucht. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß eine Partei wie diese, die Saft und Kraft aus der Altersholle zieht, nun in solcher Stärke auch in die Städte Einzug hält. Deshalb ist auch die Wahl eines selbständigen Bauernparteilers zum Gemeinderat der Stadt Ljubljana mehr als ein Zug politischer Eigenbrötlerei; sie ist ein Merkmal, daß Fortschritt und Kultur aufgehört haben, das alleinige Aushängeschild der demokratischen Partei zu sein. Wie es scheint, nicht mit Unrecht.

Die Wahlen sind für alle Parteien ein wichtiges Memento; Ermunterung bringen sie jenen, welche für die Allgemeinheit wirken wollen, Mahnung den anderen, welche sich in der Befehdung politischer oder nationaler Gegner erschöpfen. Gemeinbewirtschaftungen sind vor allem wirtschaftliche Körperschaften und wer die eigene Parteileibenschaft vor den Wagen der Gemeinsamkeit spannt, der wird mehr Schaden als Nutzen stiften. Und die eine Lehre geht aus dem

Wahlkampfe mit besonderer Deutlichkeit hervor: die Wählerschaft hat kein Verständnis und kein Interesse für Parteibildtaturen. Um eine ersprießliche Arbeit für das Gemeinwesen zu leisten, werden die Parteien sich vertragen lernen und zur Erreichung einer Mehrheit miteinander Kompromisse abschließen müssen. Diese Mehrheiten können in den einzelnen Städten verschieden sein und sich von Zeit zu Zeit ändern. Daher wird jede Gruppe, um nicht selbst bei nächster Gelegenheit als Minderheit jeglicher Laune der neuen Mehrheit preisgegeben zu sein, sich in all ihrem Tun und Lassen einer gewissen Rechlichkeit und Billigkeit sämtlichen Wählern und Mitbürgern gegenüber befleißigen müssen. Und das wird der allergrößte Fortschritt in unserem verwilderten politischen Leben sein.

Wir deutsche Steuerträger geben uns der Erwartung hin, daß die gewählten Gemeinderäte manche der von den ernannten Beratern und Beiräten gefaßten Beschlüsse, die wir als Unrecht, sei es am einzelnen oder an uns allen empfinden, abändern oder beseitigen werden. Es wird sich gewiß noch oft die Gelegenheit bieten, in ganz konkreten Fällen ein offenes Wort auszusprechen. Schon heute soll darauf hingewiesen werden, daß der Zustand, daß wir deutsche Staatsbürger vom Wahlrechte ausgeschlossen sind, in einem Rechtsstaate, als der Jugoslawien ja gelten will, nicht von ewiger Dauer sein kann. Dann werden auch unsere deutschen Stimmen das Ergebnis der Gemeinbewahlen mitentscheiden und auch wir werden Rechenschaft von den Gemeinderäten und von den durch sie vertretenen Parteien für alles das fordern, was an uns gesündigt wurde.

Ein Parteiflugblatt glaubte für die Gemeinbewahlen in der Parole, daß mit den letzten Resten des Deutschtums in Untersteiermark aufgeräumt werden müsse, das zugkräftigste Schlagwort gefunden zu haben. Diese Partei wird sich inzwischen wohl überzeugt haben, daß nach der Auffassung der Wählerschaft politischer Totschlag gerade nicht zu den hauptsächlichsten Obliegenheiten einer Gemeinbewirtschaft gehört. Und es soll sich schon zuweilen ereignet haben, daß jene, die vorzeitig totgesagt wurden, sich instrument eines neuen Lebens erfreuten.

Slowenische Blätterstimmen zu den Gemeinbewahlen.

Nichts hat geholfen, weder die Aufhebung der vom Regenten bereits bestätigten Gemeinbewahlordnung, noch die neue für den Sieg der Zentralisten zugeschnittene Gemeinbewahlordnung, noch die Aufhebung des Frauenwahlrechtes, noch die Verschiebung der Wahlen vom Sonntag auf einen

der Wildnis gefärbten, aus Loquastaalstroh oder Moenfasern gewobenen Handtaschen bewundernd, da die Palmenbäume musternd, gelangte ich allmählich in die Gemüseabteilung und kaufte, nachdem ich süße Kartoffeln (ein elendes Futter, liebe Leser!) Yam, Yucca, Pastinaken, Lauche, Kürbisse, endlose chinesische Bohnenschoten, Okras, Dilltotes (das hellrote, beliebte Suppenfärbemittel), den hellroten Chilipeffer, Ingwerwurzeln und die an verküppelte Kinderfinger (an ungewaschene) erinnernden Jean-Jean, das Patenthustenvertreibemittel der Neger in Kugelform genommen hatte, endlich einen Babu, eine hellrote, vielschalige Frucht, die gekocht (wie ich später herausfand) nach nichts schmeckt, einen Dampi, d. h. eine Art verfeinerter Yam, der ganz genießbar und eine Brotfrucht — ein in der Tat vorzügliches Gemüse. Man löst die schön gezeichnete, hellgrüne Schale los und kocht die melonengroße Frucht in Scheiben, wie Kartoffel. Das gelbweiße Fleisch ist appetitlich, sehr nahrhaft und schmackhaft. Eine Frucht genügt zur Speisung von vier Menschen und kostet nur 5 Cents.

Auf einem Tische entdeckte ich mitten unter in Maisstroh gewickelter Butter, Strohspannenen Eiern, Vanilleschoten, Zuckerrohrstücken, Seifenkugeln, flachen Bohnen und anderen Herrlichkeiten mattpurpurfarbene Früchte und auf meine Frage erfuhr ich, daß sie Hecken- oder Breiäpfel heißen und roh gegessen werden. Da ich von diesen „Purpuräpfeln“ (sie sehen eher wie ganz runde Pflaumen aus) schon viel gehört hatte,

kaufte ich acht. Ihr Fleisch ist wunderbar violett, weich, saftig — und süß. Die Kerne sehr hübsch und halbmondförmig. Ich aß vier. Rühle Liebhaber sollten vor dem Verlobungsstich einen Breiäpfel essen. Meine Lippen klebten zwei Stunden und o Graus! meine Nasenspitze war mit einer feinen violetten Haut überzogen. Ich verbrauchte 5 Cents Seife und ein halbes Handtuch, bevor meine Nase das Normalaussehen zurück erlangt hatte. Den Rest der Äpfel verschenkte ich, aber ich blieb nicht bei den Beschenken, bis die Gabe verzehrt war, denn es heißt: „Deine linke Hand soll nicht wissen...“ und ich wollte nicht, daß mein Ohr etwas hören sollte. Wahrscheinlich aus Bescheidenheit??...

Als ich schon am Ausgange der Markthalle stand, bemerkte ich auf einem Tische seltsame Dingerchen, wie aneinandergereichte Knoblauchköpfchen. Wie immer, stellte ich die hier folgeschwangere Frage:

„Was ist das?“

Eine wuschelförmige Mulattin in chinesischen Sandalen humpelte heran und erklärte:

„Iguanacien — feine Iguanacien!“

Iguana- oder Rieseneidechsen gelten hier als das beste und vornehmste Essen, ganz wie Pfauen- zungen zur Römerzeit oder eine Krainerwurst, in Sauerkraut begraben, bei uns. Ich öffnete daher sofort meine Börse und von der Schnur — denn die Eierchen werden in eine Art Haut gewickelt und an eine Schnur gereiht, wie gut gebrühte Soldaten, —

wurden 8 Eier abgetrennt. Dabei angekommen, bat ich Frau M., dieses Götterfutter zu bereiten und ging hierauf meinen täglichen Pflichten nach...

„Schauen Sie sich Ihre Eier an!“ Und voll Stolz führte mich meine Freundin einige Stunden später zu einem Topf, in dem richtig, jedes in seiner Haut, die berühmten Eier auf und niedertanzten.

„Fein?“ fragte sie.

„Ja...“ entgegnete ich zögernd, denn meine Nase sagte: „Hm!“

Herr und Frau M. lösten die Eier aus ihrer Haut und ich beobachtete das Verschwinden der etwa firschgroßen Dinger mit großer Aufmerksamkeit, denn die Bäume erzählen zum Teil Bände. Ich war enttäuscht, denn die Eier erzeugten keine Grimassen — weder des Genusses, noch des Abscheus. Nun kam die Reihe an mich.

Meine Nase sagte sofort: „Laß das Ei in Ruhe!“ aber mein Verstand trieb mich an, umsomehr als ich mir sagte, daß meine Landsleute alles über diese so gesuchten Eier werden hören wollen und so klappte ich voll Helldenmut die Nase zu und den Mund auf und laute pflichtschuldigst das Iguanacien...

Es schmeckte genau wie ein hartgekochtes Hühnerei und es roch, ja es roch — ein bißchen stark nach Schwefelwasserstoff...

Ich trank Kaffee darauf, viel Kaffee, sehr viel Kaffee. Dann bot ich Kelly, einem reizenden Affenpöpsel, ein Ei an — lange; endlich folgte der Pöpsel